

5 Fazit – Das Spiel um die Spielregeln

Die vorliegende Arbeit ist auf Basis von 32 leitfadenorientierten problemzentrierten Interviews (von denen 27 genutzt wurden) und acht mehrtägigen Teilnehmenden Beobachtungen an drei Institutionen der Frage nachgegangen, wie deutsche NS-Erinnerungsorte mit extrem rechten Rauman eignungsversuchen umgehen. Theoretisch stützte sie sich dabei zum einen auf die Raumtheorie der Soziologin Martina Löw, die davon ausgeht, dass Räume »relationale (An)Ordnung[en] von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten« sind, welche von Subjekten über Prozesse des Spacing und der Syntheseleistung konstituiert werden.¹ Zum zweiten begleitete die Raumtriade der Kulturwissenschaftlerin Johanna Rolshoven die Durchführung der Studien, die aus den drei dynamisch aufeinander bezogenen Aspekten des erlebten Raumes, des Repräsentationsraumes und des gebauten Raumes besteht.² Den dritten Teil der theoretischen Rahmung bildete eine praxistheoretische Perspektive, die – ganz dem Stil der Grounded Theory verpflichtet – die Handlungen von Akteur:innen ins Zentrum der Untersuchungen stellte.³ Aus den erhobenen Daten an der Dokumentation Obersalzberg (als Beispiel für einen historischen ›Täterort‹), an der GuM Sachsenhausen (als Beispiel für einen historischen ›Opferort‹) und an der EuG Wewelsburg (als Beispiel für einen historischen ›Täter- und Opferort‹) wurden drei verschiedene raumtheoretische Perspektiven entwickelt. Aus diesen heraus habe ich schließlich die raumorganisierenden, intersubjektiven und diskursiven Praktiken betrachtet und analysiert, mithilfe derer die Institutionen und ihre Akteur:innen rechtsextremen Aneignungsversuchen begegnen.

Anhand der *EuG Wewelsburg* konnte die Perspektive der *konfliktbasierten Kontaktzone* eröffnet werden, in der die Akteur:innen im physischen, gebauten Raum aufeinandertreffen und ihren jeweiligen Anspruch auf den Ort geltend machen. Das kleine Rennaisanceschlösschen Wewelsburg, das einst SS-Schulungsort hätte werden sollen, ist Teil des kollektiven Gedächtnisses der extremen Rechten geworden, obwohl es nie in der ihm zgedachten Funktion wirksam wurde. Der Gefahr einer

1 Vgl. Löw 2001. Hier S. 271.

2 Vgl. Rolshoven 2012. Insbes. S. 165.

3 Vgl. Götzo 2014.

möglichen ›Verklärung‹ des Konzepts der *contact zone* konnte diese erste Studie dadurch begegnen, dass sie die in der ›Kontaktzone Gedenkstätte‹ zu beobachtenden Konflikte nicht nur sichtbar, sondern zum zentralen Analysegegenstand gemacht hat. Schon an der Pforte der EuG Wewelsburg verschränken sich Körper, Macht und Raum, es kommt zu Machtspielen zwischen den Pförtner:innen und solchen Besucher:innen, die extrem rechte Codes zur Schau stellen. Während die Mitarbeiter:innen hier also mit intersubjektiven Praktiken auf extrem rechte Aneignungsversuche reagieren, setzt man diesen in der Dauerausstellung kuratorisch ›Ästhetiken des Störens‹ entgegen, will Sichtachsen unterbrechen und positive Emotionen vermeiden. Im ›Obergruppenführersaal‹ wiederum, in dem sich mit der ›Schwarzen Sonne‹ ein zentrales Symbol der extremen Rechten befindet, sorgen Sitzsäcke dafür, dass die Besucher:innen »lummeln« anstatt »strammzustehen«, wodurch sie sich nicht nur zum Raum positionieren, sondern diesen gleichsam selbst neu konstituieren.⁴ Im Rahmen von Gruppenführungen werden die historischen Räume der Wewelsburg von den pädagogischen Mitarbeiter:innen durch körperbasierte raumorganisierende Praktiken zu antifaschistischen Räumen gemacht, in denen Konflikte ausgetragen und die vorherrschenden Semantiken gegen nationalistische bzw. den Nationalsozialismus verherrlichende Semantiken verteidigt werden. Der Charakter konfliktbasierter Kontaktzonen als »power-charged spaces of agency« wurde hier besonders deutlich.⁵

Der gebaute Raum von NS-Erinnerungsorten fungiert also als Kontaktzone, in der Mitarbeiter:innen und Besucher:innen aufeinandertreffen. Insbesondere, wenn Menschen aus dem rechtsextremen Spektrum diese Orte besuchen, kommt es hier zu Konflikten, die von den beteiligten Akteur:innen ausgetragen werden.

Die *GuM Sachsenhausen* diente als Beispiel, um die Perspektive der *diskursiven Sphären* aufzuzeigen, in die alle NS-Erinnerungsorte eingebettet sind und in denen es dementsprechend auch zu extrem rechts motivierten Aneignungen von Diskursräumen kommt. Sachsenhausen ist ein Ort mit vielen historischen Schichten – im Nationalsozialismus befand sich dort eines der größten Konzentrationslager, in der unmittelbaren Nachkriegszeit ein sowjetisches Speziallager. 1961 entstand auf dem Gelände eine von drei Nationalen Mahn- und Gedenkstätten der DDR, die nach der deutschen Wiedervereinigung als Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen im Rahmen eines mehrere Jahre andauernden Prozesses neu konzipiert wurde. Am Beispiel der *GuMS* wurde deutlich, dass NS-Gedenkstätten »zutiefst verunsichernde Orte«⁶ sind, und zwar nicht nur für die Menschen, die sie besuchen, sondern unter Umständen auch für die, die dort arbeiten. Der Verschränkung von Körpern,

4 Brebeck/John-Stucke 2011. S. 17.

5 Sternfeld 2017. S. 259.

6 Heyl 2016. S. 49.

Macht und Raum begegneten wir hier im Kontext von infrastruktureller Raumorganisation sowie durch intersubjektive und diskursive Praktiken. Am Beispiel antisemitischer Äußerungen in Gruppenführungen wurde das Stellen von Fragen als machtvoll intersubjektive Praxis betrachtet. Die Teilnehmende Beobachtung einer Gedenkfeier für die Opfer des sowjetischen Speziallagers machte deutlich, dass die Suche nach (physischer wie auch diskursiver) Verortung und Anerkennung jener Opfer noch immer andauert. Wann und wo man situativ solidarisch mit ihnen ist und ihnen zumindest punktuell den Raum gibt, nach dem sie sich sehnen, muss über diskursive Praktiken immer wieder neu verhandelt werden. Nicht zuletzt der Eklat (und seine Folgen), zu dem es im Rahmen der Führung einer AfD-Gruppe im Sommer 2018 gekommen war, macht deutlich, wie fragil die Handlungsmacht der Mitarbeiter:innen von NS-Erinnerungsorten im Kontext rechtsextremer Raumanordnungen bisweilen ist.

Während der gebaute Raum von NS-Erinnerungsorten als Kontaktzone fungiert, in der Mitarbeiter:innen und Besucher:innen Konflikte austragen, werden in den diskursiven Sphären des Repräsentationsraumes identitätsrelevante Konstruktionen von Vergangenheit verhandelt. Die beteiligten Akteur:innen konstituieren die konfliktbasierten Kontaktzonen und diskursiven Sphären, in denen sie sich bewegen, selbst. Bei konfliktbasierten Kontaktzonen und diskursiven Sphären handelt es sich demnach um zwei Dimensionen eines Raumes, die einander überlappen und wechselseitig beeinflussen.

Die Analyse der *Dokumentation Obersalzberg* konnte zeigen, dass NS-Erinnerungsorte angesichts extrem rechter Einflussnahme immer auch als *gegenhegemoniale Räume* verstanden werden müssen, in denen die unterschiedlichsten Akteur:innen ihre Geschichts- und Identitätserzählungen zu verankern versuchen. Bereits früh als touristischer Ort erschlossen, erlebte der Obersalzberg in den 1930er Jahren eine Verwandlung, er wurde zu »Hitlers Berg«⁷ und damit zu einem Mythos, der bis in die Gegenwart hinein wirksam ist. Insbesondere das Gelände, auf dem einst Hitlers *Berghof* stand, wird immer wieder über rituelle Praktiken als rechtsextremer Erinnerungsort markiert. Diese Markierungen zu entfernen ist nicht die rechtliche Pflicht der Menschen, die an der *Dokumentation Obersalzberg* arbeiten. Sie nehmen es jedoch als ihre moralische Pflicht wahr, vorgenommene extrem rechte Markierungen wieder »unsichtbar« zu machen und so die Räume neu zu organisieren. Was die neue Dauerausstellung *Idyll und Verbrechen* mithilfe kuratorischer Praktiken versucht, nämlich auf die Beziehung zwischen Ort und Besucher:innen einzuwirken, könnte auch auf dem Berghofgelände gelingen. Dies wurde an zwei exemplarisch vorgestellten Formen der Bespielung, einem Workshop und einer Kunstperformance, deutlich. Die Idee, den »liminalen Raum« dieses

7 Vgl. Mitchell 2007.

Geländes dauerhaft politisch bzw. aktivistisch zu kuratieren, damit er als »Spielwiese für rechte Aneignungen verschwindet«, ⁸ kann jedoch nur umgesetzt werden, wenn ausreichend Akteur:innen partizipieren. Zusammenfassend lässt sich also Folgendes festhalten:

NS-Erinnerungsorte sind Kontaktzonen, in denen Mitarbeiter:innen und Besucher:innen Konflikte austragen, und sie sind diskursive Sphären, in denen identitätsrelevante Konstruktionen von Vergangenheit verhandelt werden. In der Dimension des erlebten Raumes sind sie zugleich gegenhegemoniale Räume, in denen die entsprechenden Akteur:innen mithilfe diverser Praktiken ihren ganz individuellen (und durchaus gegensätzlichen) Deutungen von Vergangenheit Ausdruck verleihen. Konfliktbasierte Kontaktzonen, diskursive Sphären und gegenhegemoniale Räume sind somit drei Dimensionen eines Raumes, die einander überlappen und wechselseitig beeinflussen.

Das im vorherigen Kapitel erwähnte »Spiel um die Spielregeln«, von dem Nora Sternfeld spricht, es erfährt auch an deutschen NS-Erinnerungsorten Performanz.⁹ Denn diese werden vor dem Hintergrund extrem rechter Aneignungsversuche zu *umkämpften Räumen*. Im Fokus der drei von mir durchgeführten Studien standen die Menschen, die an den entsprechenden Orten arbeiten – Leiter:innen, pädagogische Mitarbeiter:innen, freiberufliche Guides, Pförtner:innen. Sie sind es, die denen *den Kampf ansagen*, die die Orte mit ihren eigenen, antidemokratischen, extrem rechten Praktiken und Erzählungen besetzen wollen. Doch die umkämpften Räume der EuG Wewelsburg, der GuM Sachsenhausen und der Doku Obersalzberg werden von weit mehr Akteur:innen konstituiert – von geschichtsinteressierten Besucher:innen aus dem In- und Ausland, von Schulklassen, von jungen Menschen, die dort einen Bundesfreiwilligendienst oder ein freiwilliges kulturelles Jahr absolvieren, von den Menschen, die in unmittelbarer Nähe zu den historischen Orten leben, und zu guter Letzt auch von Wissenschaftler:innen und Journalist:innen. Genaugenommen beeinflussen wir alle die Konstitution jener Räume, allein schon dadurch, dass wir uns (freiwillig oder unfreiwillig, aktiv oder passiv) zu ihnen positionieren – denn man kann sich nicht *nicht* positionieren.¹⁰ Die Frage ist also, ob wir unserer Positionierung eine Richtung geben, ob wir sie gestalten, ob wir *uns ausrichten* wollen. Ob es einen Grund, einen Anreiz dafür gibt, vom passiven zum aktiven Positionieren

8 OSB05, Interview geführt am 02.06.2022 via Zoom.

9 Vgl. Sternfeld 2012.

10 Diese Erkenntnis stand am Ende der kulturwissenschaftlichen Tagung »Position beziehen«, »Haltung zeigen«?! Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung, der ich im Juli 2022 beiwohnen durfte, und bezieht sich in erster Linie auf die Rolle der Forscher:in im Feld, vgl. Gilfert, Julia/Gruhn, Lara: »Position beziehen«, »Haltung zeigen«?! Bedingung und Problem kulturwissenschaftlicher Forschung. Tagungsbericht. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde (2022), H. 2, S. 308–314. Meiner Ansicht nach lässt sie sich aber auf jede andere Beziehung zwischen Subjekten und Diskursen beziehen.

überzugehen. Menschen, die an NS-Erinnerungsorten tätig sind, können einen solchen Anreiz in aller Regel benennen. An den Erinnerungskulturen, die sich mit den Verbrechen des Nationalsozialismus befassen, zu partizipieren (und sie dabei auch kritisch zu hinterfragen), ist für sie von Relevanz. Deswegen machen sie mit, lassen sich auf Machtspiele ein und begegnen den hegemonialen Strukturen wie auch den gegenhegemonialen extrem rechten Aneignungsversuchen ihrerseits auf gegenhegemoniale Art und Weise. Damit sie aber auch weiterhin mitmachen können, muss es ihnen gelingen, ihre Handlungsmacht auch angesichts von Gefühlen der Verunsicherung zu stabilisieren. Sie müssen miteinander im Gespräch darüber bleiben, ob ihr Umgang mit Rechtsextremismus ein individuelles Agieren auf der Mikroebene oder ein kollektives »miteinander Handeln« auf der Makroebene ist: Das Konstituieren antifaschistischer Räume im Nordturm der Wewelsburg, die situative Solidarität mit den Opfern des sowjetischen Speziallagers Sachsenhausen, das Entfernen von Grabkerzen am Berghofgelände – zählen diese Praktiken, salopp formuliert, zur Kategorie »Ich hab‘ das jetzt mal so gelöst« oder zur Kategorie »Wir machen das hier so«? Kurz: *Haben diese Praktiken das Potenzial zur partizipativen Strategie?* Denn ganz gleich, ob solche Macht- und Deutungskämpfe vorrangig in der gebauten konfliktbasierten Kontaktzone (Kapitel 2), den diskursiven Sphären des Repräsentationsraumes (Kapitel 3) oder den individuell erlebten gegenhegemonialen Räumen (Kapitel 4) ausgefochten werden – gewonnen werden können sie nur, wenn die bisherigen Spielregeln hinterfragt und neue Wege beschritten werden – und wenn sich genügend Menschen finden, die mitmachen.¹¹ Was wäre zum Beispiel, wenn wir NS-Erinnerungsorte in Anlehnung an die Kunsthistorikerin Irit Rogoff nicht als geschlossene Bildungsräume, sondern als *offene Möglichkeitsräume* verstehen würden?¹² Was wäre, wenn wir von der *Möglichkeit* der Teilhabe Gebrauch machen würden, und zwar nicht (nur), weil man es uns anbietet – denn: »Partizipation erfolgt nicht auf Einladung: Sie wird erkämpft«¹³ – sondern weil wir die Relevanz des eigenen Partizi-

11 Eine Erkenntnis, die auch Thomas Thiemeyer im Rahmen des unter anderem von ihm geleiteten deutsch-israelischen Studienprojekts zum Wandel von Erinnerungspraxis und Erinnerungskultur, formuliert: Die »Erinnerungspraktiker_innen«, resümiert er, »müssen neue Wege der Überlieferung finden und andere Ansätze [...] ausprobieren, um Nachfolger_innen zu finden, die *freiwillig* lokale NS-Geschichte vermitteln. Dort, wo diese Versuche dauerhaft scheitern, wird sich in den nächsten Jahren die Existenzfrage stellen: Wie geht es weiter, wenn sich der Betrieb nur noch durch Personen aufrechterhalten lässt, die eine Kommune anstellen muss? [...] Können wir KZ- und NS-Gedenkstätten einfach so dichtmachen, die aus zivilgesellschaftlichem Engagement entstanden sind und zu Recht als Marksteine einer neuen Erinnerungskultur der Bundesrepublik gelten?«, Thiemeyer 2018. S. 17. Herv.i.O.

12 Rogoff, Irit: Looking Away. Participations in Visual Culture o.J., Onlinedokument, <http://collabarts.org/?p=6> [letzter Zugriff 25.11.2011], zit.n. Sternfeld 2012. S. 123. Das Onlinedokument, auf das sich Sternfeld hier bezieht, ist mittlerweile nicht mehr abrufbar.

13 Ebd.

piers erkannt haben und aus eigener Motivation heraus Erinnerungskultur praktizieren wollen? Was wäre, wenn der »Umbau unserer Erinnerung an die NS-Zeit [...] in eine ›performative Erinnerungskultur‹ führen könnte«?¹⁴ Dies wäre, so Thomas Thiemeyer, eine Erinnerungskultur,

»die nicht nur – erstens – das Versprechen auf Teilhabe einlösen möchte [...], sondern auch – zweitens – individuelle Aneignung verheißt und die sich – drittens – mehr denn je für die Art und Weise interessiert, wie Menschen heute Orte, Geschichten und Symbole zur NS-Vergangenheit und Shoah rezipieren und sich zu eigen machen«.¹⁵

Was also wäre, wenn wir uns die Erinnerungsarbeit an die NS-Zeit wieder zu eigen machten? Diese Frage mag auf den ersten Blick vielleicht etwas pathetisch erscheinen, aber auch das ist letztendlich Teil eines demokratischen Verständnisses von Partizipation: dass wir das Unerwartete, das Unbequeme und auch das Leidenschaftliche (wieder) zulassen – die deutsche Gedenkstättenbewegung hat uns gezeigt, dass es funktionieren kann. Ihr »Erinnerungsaktivismus« stand für antiautoritäres, aktives Mitbestimmen und -gestalten von Erinnerung.¹⁶ An vielen einzelnen Orten wurde die »Topografie der NS-Verbrechen [...] lokalgeschichtlich konkretisiert«, das Erstarken neonazistischer Gewalt verlieh den damaligen Initiativen zusätzliche Brisanz und Legitimität.¹⁷ Die Gedenkstättenbewegung verstand sich selbst als »dezidiert *politisch* motiviert«, und ihr Ziel war es, »entsprechende Narrative nachhaltig im öffentlichen Raum der Bundesrepublik zu verankern«.¹⁸

Und hier schließt sich der Kreis: Denn wie in Kapitel 1 dieser Arbeit einführend geschildert, wurden all die NS-Erinnerungsorte, die heute scheinbar (!) selbstverständlich Teil unserer bundesdeutschen Erinnerungskultur sind, von einer Minderheit erkämpft, die an einem Diskurs partizipieren wollte, von dem sie bis dato ausgeklammert gewesen war.¹⁹ Indem diese Minderheit zu partizipieren begann, formte sie nicht nur das, was heute oft als »Gedenkstättenlandschaft«²⁰ bezeichnet wird,

14 Thiemeyer 2018. S. 18.

15 Ebd. Interessant ist an dieser Stelle auch das von den Teilnehmer:innen des Studienprojekts geäußerte Empfinden, »dass sich die Erinnerungskultur von heute in einem Zwischenstadium befindet und dass sich die (ehrenamtlichen) Erinnerungspraktiker_innen [...] dieses ›Interregnums‹ sehr bewusst sind«, Ebd. S. 17. Diesem Empfinden folgend ließe sich die These aufstellen, dass sich nicht nur einzelne Orte wie beispielsweise der Obersalzberg oder das Berghofgelände in einem Zustand der Liminalität befinden, sondern die Gesamtheit deutscher Erinnerungskulturen.

16 Vgl. Garbe 1983; Siebeck 2024.

17 Siebeck 2024. S. 68.

18 Ebd. S. 69. Herv.i.O.

19 Vgl. ebd.

20 Vgl. S. 13, Anm. 15 und 16.

sie formte auch gänzlich neue vergangenheitsbezogene Diskurse. Plötzlich war die Mehrheitsgesellschaft »auf eine qualitativ neue Art« dazu aufgefordert, »sich zu dieser Vergangenheit zu *verhalten*. Denn diese Vergangenheit begegnete ihnen nun in Gestalt materieller Objektivierungen inmitten ihrer Alltagswelt und wurde damit [...] buchstäblich *unhintergebar*«. ²¹ Was aus heutiger Sicht wie eine Erfolgsgeschichte klingt, ²² war damals ein großes Wagnis – die Idee demokratischer Partizipation ist immer ein Wagnis, das verschweigt auch Nora Sternfeld nicht. ²³ Denn was ist, wenn niemand mitmachen will? Und was ist, wenn – wie in den hier untersuchten Institutionen – auch solche mitmachen, die nach ihren eigenen (antidemokratischen) Spielregeln spielen? Der Historiker Thomas Schaarschmidt ist durchaus skeptisch:

»Bedenkt man den enormen Entwicklungsschub, den die Gedenkstätten seit den 1990er Jahren erlebt haben, die zentrale Bedeutung, die die Erinnerung an die Menschheitsverbrechen der NS-Diktatur seit der Jahrtausendwende für die Gedenkkultur des wiedervereinigten Deutschlands hat, und die hohen und teils kaum zu vereinbarenden Erwartungen, die sich an die Gedenkstätten richten, wirkt es wie eine romantische Verklärung der ›Generation Aufarbeitung‹, die Kämpfe gegen Verdrängung und Schlusstrich-Mentalität in der alten Bundesrepublik zum Maßstab ihrer Arbeit in den 2020er [sic!] zu nehmen.« ²⁴

Wagen wir es trotzdem einmal, ausgehend von den Erfahrungen der deutschen Gedenkstättenbewegung die Utopie einer von demokratischer Partizipation getragenen Erinnerungskultur zu umreißen: Demokratische Partizipation innerhalb der umkämpften Räume deutscher NS-Erinnerungsorte impliziert *erstens* die Akzeptanz der Konfliktbasiertheit von erinnerungskulturellen Kontaktzonen, sie impliziert *zweitens* den produktiven Umgang mit (und das Aushalten von) Unsicherheiten, etwa durch die Schärfung rechtlicher Grundlagen und die Bildung von Allianzen,

21 Siebeck 2024. S. 82. Herv.i.O.

22 Vgl. Schetter 2022; Siebeck/Wrochem 2022.

23 Vgl. Sternfeld 2012. Vgl. dazu auch Glass, Claudia/Gugger, Beat: Grenzen und Chancen von partizipativen Projekten. In: Gesser, Susanne u.a. (Hg.): Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen. Bielefeld 2012, S. 174–178. »Ernst gemeinte partizipative Projekte«, so Glass und Gugger, »verlangen von allen Beteiligten den Mut, sich auf einen unsicheren Weg zu begeben und damit auf Prozesse einzulassen, die nicht immer die erhofften Resultate zeigen müssen«, ebd. S. 178.

24 Schaarschmidt 2023. S. 57.

und sie impliziert *drittens* die Neuverhandlung bestehender hegemonialer Verhältnisse.²⁵

Der erste Aspekt wird zur Herausforderung für all jene werden, die sich mit Kompromissen schwertun. »We live in an era that sometimes seems void of nuance«, bemerkt etwa die Kulturerbeforscherin Elisabeth Niklasson:

»[...] there has been relentless pressure to take sides. In Europe and the United States, just as in many other parts of the world, people have dug in their heels and have become increasingly reluctant to compromise on politically charged issues concerning the sharing of space, wealth and privileges. [...] In this polarized present, the past too has become polarized.«²⁶

Die beiden anderen Aspekte, insbesondere der letztgenannte, werden die Institutionen beschäftigen. Denn als »hermetische und hegemoniale Orte tendieren Gedenkstätten trotz bester Intentionen und redlichster Praktiken dazu, zu Gefangenen ihres eigenen Anspruchs zu werden«, wie Habbo Knoch bemerkt.²⁷ Eine partizipative Neuverhandlung bestehender Machtverhältnisse wird aber zur Folge haben, dass »die Kuratoren der Zukunft sich von dem Gedanken lösen, die alleinigen Experten für ein bestimmtes Thema zu sein«.²⁸ Stattdessen werden sie sich noch besser als bisher miteinander vernetzen und »ihr Wissen nicht nur an das Publikum transferrieren, sondern gleichzeitig auch das Wissen des Publikums in ihre Arbeit integrieren«.²⁹ Und dies wiederum wird zur Folge haben, dass die Gedenkstätten der Zukunft »zu nichtlinearen Räumen der individuellen Narrative und der Entdeckung des Eigenen in der Geschichte werden«.³⁰

Aus dem Praxisfeld der Erinnerungskulturen gibt es längst Stimmen, die genau das fordern. Zum Beispiel den Pädagogen Christian Geißler-Jagodzinski, Vorstand des Vereins Lernen aus der Geschichte e.V., und die Erziehungswissenschaftlerin Verena Haug, die den Bereich Ausstellung am Anne Frank-Zentrum Berlin leitet –

25 Vgl. Jank, Sabine: Strategien der Partizipation. In: Gesser, Susanne u.a. (Hg.): Das partizipative Museum. Zwischen Teilhabe und User Generated Content. Neue Anforderungen an kulturhistorische Ausstellungen. Bielefeld 2012, S. 146–155.

26 Niklasson 2023. S. 1.

27 Knoch 2015. S. 6.

28 Jank 2012. S. 149. Vgl. hierzu auch Thiemeyers Gedanken zu einer »performative[n] Erinnerungskultur«. Diese »verabschiedet sich vom Leitbild einer homogenen Gesellschaft und Zielgruppe und versucht, stattdessen stärker dialogisch und individuell zu sein. Sie reagiert sensibel auf Wünsche der Besucher_innen, ist weniger direktiv, sondern stärker diskursiv und interaktiv angelegt. Im Wissen um die Unterschiede in Alter und Herkunft ihrer Besucher_innen verabschiedet dieser Ansatz sich von dem Gedanken, eine für alle verbindliche Lesart der Geschichte zu verbreiten«, Thiemeyer 2018. S. 19.

29 Jank 2012. S. 149.

30 Knoch 2015. S. 7.

sie fordern nicht nur eine »Relativierung und Transparenz der eigenen Position«, sondern eine pädagogische Kultur, »die Voraussetzungen emanzipativen und mündigen Handelns schafft, indem sie (politischen) Streit zulässt«.³¹ Oder die Mitglieder des Gedenkstättenarbeitskreises »Räume öffnen« – sie wollen »die Strukturen und die Orte öffnen«, in denen sie sich bewegen, was auch bedeutet, dass NS-Erinnerungsorte

»Räume sein oder werden müssen, die Teilhabe als Mitbestimmung ermöglichen, die gegenhegemoniale Positionen (ein)beziehen, die eine inklusive Erinnerungskultur durchsetzen, die rassistische (und alle anderen diskriminierenden) Realitäten stören und aktiv für eine solidarische »Gesellschaft der Vielen« eintreten«.³²

Wenn aus dieser Utopie Wirklichkeit werden soll, braucht es Menschen, die mitmachen. Menschen, die an Erinnerungskulturen teilhaben wollen in einer Zeit, in der die intrinsischen Motivationen allmählich verlustig zu gehen scheinen. Menschen, die sich aktiv politisch positionieren wollen in einer Zeit, in der das wohlvertraute Gefühl von Sicherheit der permanenten Bedrohung durch eine Polykrise zu weichen scheint. Menschen, die »politische Spurensicherung« betreiben wollen, denn »Spuren können – wenn sie richtig gelesen werden – zum Eingreifen nötigen und ermutigen«.³³

Die Historiker:innen und Gedenkstättenpädagog:innen, die Pförtner:innen, die wissenschaftlichen Mitarbeiter:innen und die freiberuflichen Guides, die ich für die vorliegende Arbeit interviewen durfte, sind solche Menschen – und ihre Motivationen sind unterschiedlichster Art. Manche von ihnen wollen partizipieren, weil sie durch ihre eigene Familiengeschichte geprägt sind, andere sind auf der Suche nach einer sinnhaften Tätigkeit, für wieder andere ist die Arbeit an einem NS-Erinnerungsort Teil ihres persönlichen politischen Aktivismus, und bei vielen spielen alle drei Aspekte eine Rolle. Wenn sich die Empirische Kulturwissenschaft – was dringend angeraten ist – mit den Praktiken und den Alltagen von Gedenkstättenmitarbeiter:innen befassen möchte, dann muss sie ihnen als Akteur:innen

31 Haug, Verena/Geißler-Jagodzinski, Christian: Gedenkstättenpädagogik – Ziele, Grenzen und Widersprüche. In: Mende, Janne/Müller, Stefan (Hg.): Emanzipation in der politischen Bildung. Theorien – Konzepte – Möglichkeiten. Schwalbach am Taunus 2009, S. 299–329. S. 326.

32 Redaktionskollektiv des Arbeitskreis Räume Öffnen 2022. S. 36. Ähnliches fordert auch Habbok Knoch, der schreibt: »Wenn die Prekarität der zivilen Gesellschaft auch darin liegt, dass sie nicht nur über weniger Handlungsmacht als Staat und Politik verfügt, sondern auch eigene Deutungshorizonte und Zukunftsvisionen entwickeln muss, dann ist es eine zentrale Aufgabe von Gedenkstätten, gerade der kritischen Reflexion von Staatsräson, politischem Handeln und den Spielräumen der Gestaltung von Gesellschaft einen Raum zu bieten und zu öffnen«, Knoch 2015. S. 8.

33 Vgl. S. 14, Anm. 19 und 20.

mehr Raum geben. Dazu würde es beispielsweise gehören, ihre (auch im professionellen Kontext zwangsläufig auftretenden) Emotionen als körperliche Praktiken und somit als integrale Bestandteile von Handlungen verstehen.³⁴ Wenn die Frage nach Emotionen oder Motivationen im Gedenkstättenkontext gestellt wird, dann geschieht dies nämlich in der Regel im Rahmen von Besucher:innenforschung – die Mitarbeiter:innen aber werden nicht befragt.³⁵ Gerade angesichts der gegenwärtigen Zunahme rechtsextremer Angriffe auf NS-Erinnerungsorte wäre es jedoch mehr als angebracht, genau danach zu fragen – nach dem, was die Menschen, die dort arbeiten, bewegt, was sie motiviert, was ihnen Kraft gibt und was ihnen Sorge bereitet. Ein Perspektivwechsel ist hier nicht nur notwendig, sondern überfällig, weswegen ich mich Matthias Heyls Forderung nach einer »mehrfache[n] Subjekt-orientierung in der historisch-politischen Bildung« anschließen³⁶ – und meinen Forschungspartner:innen das letzte Wort überlassen möchte.

34 Vgl. Scheer 2016.

35 Allerdings gibt Matthias Heyl sogar bezogen auf empirische Besucher:innenforschung zu bedenken, dass »die bundesdeutsche gedenkstättenpädagogische Praxis [...] als weithin unerforscht« gilt, Heyl 2016. S. 46. Aus dem überschaubaren Feld der Studien führt er an: Gareis, Sven/Vultejus, Malte von: Lernort Dachau? Eine empirische Untersuchung bei Besuchern der Gedenkstätte Dachau. Berlin 1987. Fischer, Cornelia/Anton, Hubert: Auswirkungen der Besuche von Gedenkstätten auf Schülerinnen und Schüler. Breitenau – Hadamar – Buchenwald. Bericht über 40 Explorationen in Hessen und Thüringen. Wiesbaden und Erfurt 1992. Pampel, Bert: »Mit eigenen Augen sehen, wozu der Mensch fähig ist«: zur Wirkung von Gedenkstätten auf ihre Besucher. Frankfurt a.M. und New York 2007. Klein, Marion: Schülerinnen und Schüler am Denkmal für die ermordeten Juden Europas. Eine empirisch-rekonstruktive Studie. Wiesbaden 2012. Empirisch-explorative Studien, die sich explizit dem emotionalen Erleben von Gedenkstättenmitarbeiter:innen widmen, liegen meines Wissens bislang nicht vor.

36 »So, wie Gedenkstätten, die auf historische Verbrechen Geschichte, Gewalterfahrung und Gewaltausübung verweisen, den Opfern als Subjekten verpflichtet sind, ist die gedenkstättenpädagogische Bildungsarbeit darauf verpflichtet, allen Akteuren des Bildungsprozesses den Respekt ihres Subjektstatus zu zollen – denen, deren Geschichte Gegenstand der Auseinandersetzung ist, wie denen, mit denen die Auseinandersetzung betrieben wird, also Lehrer/innen, Jugendlichen und Gedenkstättenmitarbeiter/innen. Das schließt die Offenheit ein, sich nicht nur dem Risiko der Kontroverse auszusetzen, sondern Kontroversität sichtbar und verhandelbar zu machen, die in der Heterogenität der Ansprüche kaum ausbleiben kann«, Heyl 2016. S. 56.

»Die Verfolgtengeschichte meiner eigenen Familie spielt eine große Rolle, dieser Einsatz, den mein Großvater gezeigt hat, den ich jetzt irgendwie fortsetze. Und das ist für mich manchmal ein bisschen seltsam, aber eigentlich muss ich schon sagen: Es ist eine Sache, die mir Spaß macht, es ist ein Herzensding.«

Silke, EuG Wewelsburg (WBO3)

»Es hat schon ganz, ganz früh angefangen. Meine Eltern sind beide sehr politisch, ich bin in einem sehr politischen Haushalt aufgewachsen. [...] Mein Vater hatte sogar selbst mal ein ganz schlimmes Erlebnis mit Neonazis. [...] Als ich dann älter war, habe ich mich viel damit auseinandergesetzt und war dann auch selbst viel auf Anti-Nazi-Demos.«

Melanie, GuM Sachsenhausen (SHO2)

»Ich wollte vor allem etwas Sinnvolles machen, [...] eine Arbeit, bei der man nach Hause fährt und die Hoffnung haben kann, für das Heute etwas zu bewegen.«

Doreen, EuG Wewelsburg (WBO4)

»Für mich war immer klar, wenn man etwas vermitteln, etwas beibringen, über etwas aufklären will, dann kann man das nur, weil man selbst überzeugt ist von dem, was man macht. Bei mir war das ein sehr starkes Demokratiebewusstsein und auch ein sehr starkes Bewusstsein für marginalisierte Gruppen in der Gesellschaft. [...] Bis heute ist es so, dass ich glaube, dass ich eine sinnvolle Arbeit mache. [...] Mir ist auch klar, dass wir ein kleines Zahnrad in einem sehr großen Getriebe sind und dass das, was wir verändern können, nur ein sehr kleiner Teil ist. Aber so wie eben auch ganz viele andere Institutionen oder ganz viele andere Menschen, Lehrkräfte oder Familienmitglieder zum Beispiel, solche kleinen Räder sein können, so sind wir eben auch eins.«

Elena, Doku Obersalzberg (OSBO4)

»Ich arbeite sehr viel mit Angehörigen, das liegt mir am Herzen. Einfach, weil ich denke, gerade für die ist dieser Ort besonders wichtig. Und so schrecklich der Ort auch ist, es ist dann eben auch ein schönes Erlebnis, diese Begegnungen zu haben.«

Saskia, GuM Sachsenhausen (SHO1)

»Es ist auch tatsächlich der Umgang mit Neonazis, der mich stärker werden lässt, der mich bestätigt in der Sache, die ich mache, dass ich mich einfach dagegen engagiere und dagegen arbeite. Es gibt mir Selbstbewusstsein, aufzustehen gegen diese Menschen.«

Carla, Doku Obersalzberg (OSBO1)

»Es ist auch so eine idealistische Sache, dass ich das Gefühl habe, dass das ein Teil meiner antifaschistischen Arbeit ist. Also, auf so eine Art und Weise, dass ich eben ein Interesse daran habe, meinen Teil dazu beizutragen, dass sich die Gesellschaft eben nicht in so eine nazistische Richtung entwickelt.«

Jan, GuM Sachsenhausen (SHo8)

»Ich habe für meine Examensarbeit damals Holocaustüberlebende interviewt. Und der Bezug zu diesen Menschen hat dazu geführt, dass ich mich immer wieder sehr intensiv mit dem Thema beschäftigt habe. [...] Man ist mit dieser Thematik durch die Menschen, die man interviewt hat, einfach sehr verbunden. Das ist kein zufälliger Weg zu so einer Arbeit.«

Gernot, EuC Wewelsburg (WBo7)